

N. Gundolf

August  
und September 28

LEKTÜRE

von N. Gundolf 1928

OTTO FLAKE

I. F. Gundolf: Parazelsus

Der Reiz einer Gundolfschen Untersuchung ist plastischer Art. In unserer Literatur, worin man zuviel vom Dichterischen redet und das Künstlerische auch nur zu erwähnen vergißt, heben sich die formenden Naturen um so schärfer ab.

Parazelsus, der Prototyp des faustischen Menschen, wenn nicht gar des Dr. Faust selber, ist ein Stoff, der in den Händen eines mehr musikalischen als plastischen Darstellers fatal in die Breite, in die beredte Mystik verfließen muß. Nur der Wille, Wesentliches und Nebensächliches zu scheiden, nur die energische Ablehnung aller Tiefsinnigkeit kann diesen von soviel Abstrusem umrankten Menschen auf der Grenze zwischen Mittelalter und Neuzeit sichtbar machen.

Gundolfs Essay (bei Georg Bondi erschienen) ist Herausschälung; er ist Verzicht auf den Abfall, der zu einem historischen Roman reichen würde. Wohlabgewogenes Maß führt die Hand dieses Meisters, der den Abstand auch vom wissenschaftlichen Handwerk hat. Die philologische Vorarbeit wird diskret verschwiegen, die biographischen Nachrichten gehen auf eine Seite.

Am bemerkenswertesten ist die genaue geistesgeschichtliche Ortsbestimmung. Sie für Parazelsus vorzunehmen, wird erst heute möglich, wo wir abschließend überblicken, was mit dem Humanismus begann: die Bewältigung der erscheinenden Dinge mit den Mitteln des methodischen Forschens, kürzer die begriffliche Wissenschaft.

Parazelsus ahnte noch nichts von dieser Entwicklung, aber sie ergab sich in gerader Linie aus seiner Lehre, die auf Erfahrung, Erfassung, hingegabenes Studium der unerschöpflichen Natur drängte. Später lernt man auf dem Ozean fahren – am Anfang steht man stammelnd an seinem Rand. Am Anfang ist überall die Ekstase, auch bei den Realisten. Die Jugendphase der Wissenschaft war pantheistisch, universalistisch, sie war philosophisch und religiös. Der Zeitgenosse Luthers kümmerte sich nicht um die Reform der Kirche; ihm genügte, daß Gott die Natur geschaffen hat; der Mensch soll ihre Kräfte ergründen, um sie sich nutzbar zu machen.

Der Neuerer war noch fanatisch konkret; er sah Kräfte im vollen, alten Sinn dieses Wortes: wirkende Natur, der er sich demütig unterordnete.

Alle Kräfte stehen untereinander in Verbindung; was in den Sternen ist, ist auch in den Pflanzen und Menschen. Diese Auffassung macht den Parazelsus den Theosophen, Spiritisten und anderen Dilettanten der harmonischen Dämonie heute teuer – Gundolf läßt seine Geringschätzung durchblicken.

Er legt geringen Wert auf das krause Beiwerk seines Helden, der als Marktschreier abgetan wurde, weil er die noch scholastische Schulmedizin verachtete und sich an den einfachen Menschen wandte, dem er seinen Zusammenhang mit dem Kosmos klar machen wollte.

Anders als die theologischen Kämpfer fand er keine bereits geformte Sprache vor. Sein Deutsch blieb ungewandt, unlogisch, verwickelt, aber er war der erste, der in seiner kurzen Baseler Zeit deutsche Vorlesungen über Heilkunde hielt.

Der Dr. Faust ist heute Geheimrat, der Alchimist schlecht und recht Chemiker, und die Kräfte des Alls sind zu simplen, rein mikrokosmischen Kraftquanten geworden. Welch ein Weg, zwangsläufig, imponierend im Guten, niederdrückend im Schlechten, unser europäischer Schicksalsweg. Aber jeder Weg führt so gewiß ins Zentrum zurück, wie er einst von ihm ausging.

Es wäre interessant, zu überlegen, in welche Form sich heute der Geist des Parazelsus ergießen würde, nach dem unwiderruflichen Erlebnis der Wissenschaft; zu welcher Synthese von Gefühl und Wissen er gelangen würde. Ebenso aufschlußreich die umgekehrte Frage: wie einige von uns, die dem Geist dienen, damals gewesen wären, am Anfang des Humanismus, als das Forschen noch magisch unwittert war – ohne Zweifel dem Parazelsus ähnlich, dem Hutten, dem Lionardo.

Es ist ein Thema zum Nachdenken für Enkel, die vermutlich nicht tauschen möchten, andererseits über den Hochmut, wie weit wir es gebracht, die Achsel zucken. Auch wir verlangen wieder universal zu fühlen, die mikrokosmische Enge mit dem makrokosmischen Zusammenhang zu vertauschen. Das „Das bist du“ erstreckt sich auch nach rückwärts in die Geschichte; das Gleiche kehrt auf höherer Ebene wieder. Ohne die Anerkennung der Kontinuität ist die Geistesgeschichte nur eine Sammlung von Petrefakten.

Der Essay Gundolfs ist eine Bereicherung unserer geistesgeschichtlichen Literatur; der in ihm deutlich gemachte Parazelsus eine Bereicherung unserer Geistesgeschichte selbst. Einer, der bisher seinen Platz in den Anmerkungen hatte, wird unter die wesentlichen deutschen Gestalten versetzt.

## 2. A. Maurois: Benjamin Disraeli

Das Leben ist zu kurz, um klein zu sein, sagte Disraeli, und träumte es in seinen Anfängen als ununterbrochenen Triumphzug. Er erreichte, was er einmal herausfordernd zur Antwort gegeben hatte, er wurde Premier von England. Aber die Hand, die der Fünfundzwanzigjährige ausstreckte, pflückte die Frucht, als sie fünfundsechzig alt war. Es fehlt so nicht der tragische Moment des zu spät erfüllten Zieles. Doch man darf auch nicht zu sehr dabei verweilen, denn schon der Dreißiger kam ins Parlament, wurde Leader der konservativen Partei und hatte von der Macht alles, ausgenommen den letzten Abschluß.

Als Premier sah er sich von seinem Gegenspieler Gladstone gestürzt, und als er wieder ans Ruder kam, um 1874 glaube ich (Maurois ist so sparsam an Daten, daß er nicht einmal das Geburtsjahr seines Helden mitteilt), war er ein kranker, einsamer Mann in den Siebzig, dem Genuß der Macht abgestorben.

Es bleibt auch so erstaunlich, daß er seinen Weg machte. Jude, wenn auch mit dreizehn getauft, fremdartig in seiner Blässe unter rothäutigen Landjunkern, geistig, ein Politiker, der sich beim Romanschreiben erholte, unsportlich, sarkastisch, in seiner Jugend Snob und Dandy, hatte er hundert Vorurteile zu überwinden. Die Queen lehnte ihn ab, weil ihr vergötterter Albert es tat; aber nur Geduld, eines Tages ist auch sie gewonnen, mag ohne ihren Premier, der sie so galant wie seine eigene Frau behandelt, nicht mehr leben – die alte Königin und der alte Minister haben sich gefunden.

Es liegt nahe, den Vergleich mit Lassalle zu ziehen. Gleicher Ausgangspunkt: Ehrgeiz, Wille zur Macht, Ablenkung der Überfülle in den Geist und das Hindernis der Abstammung. Weiterhin kann der Vergleich freilich nur kontrapunktisch geführt werden. Der ganze ungeheure Unterschied zwischen deutschen und englischen Verhältnissen wirkt sich aus. Die englische Gesellschaft nimmt den Juden auf. Sie ist zwar befremdet, wenn er ihr einen Vortrag hält des Inhaltes, daß ihre Religion semitischen Ursprungs ist und daß er, Disraeli, sie zehnmal an geschlossener Ahnenreihe schlägt, aber sie läßt es gelten. Er braucht nicht wie Lassalle den Rebellen in sich zu entwickeln.

Er wird – und das ist das Schönste an der Darstellung Maurois' – ein harmonischer Mensch. Die Vorurteile gegen ihn schwinden mit den Jahren, und am Schluß erlebt er gleich seiner Königin, die ebenfalls als Fremde durch Jahrzehnte unpopulär war, etwas, das wohl sehr englisch ist: den

großen Friedensschluß, der dem angeboten wird, der über ein Menschenalter mit diesem traditionsfrohen Volk alles erlebt hat, sein Leben, das der Nation, die dem Menschen gesetzte Frist. Er wird volkstümlich, der „Führer“, so gut wie der *great old man Gladstone*.

Er hat es sich aber auch etwas kosten lassen; die farbigen Stoffe der Jugendjahre, die Ringe und der Goldschmuck, die Ironie und die zu lebhaften Gesten sind abgelegt. Er hat sich als zuverlässig, loyal und fair ausgewiesen, und seine Frau, die zwölf Jahre älter als er war, hat geholfen, ihm seine Stellung zu schaffen.

Seltsames und rührendes Verhältnis zwischen diesen beiden, die sich heirateten, als die Frau schon siebenundvierzig war. Eine kinderlose Ehe, in der sie wie eine Mutter auf ihn wartet, wenn die Parlamentssitzungen bis zum Morgengrauen dauern, und er so galant-zärtlich ist, als wäre die alte Frau eine Zwanzigjährige. Täglich schreibt er ihr Zettelchen und findet sie Jahrzehnte später, nach ihrem Tode, so wohlverwahrt wie die Päckchen, in denen sie seine Haare, die sie alle vierzehn Tage selber schnitt, sammelte.

Immer wieder muß man denken, daß die englische Welt, die englische Menschlichkeit diesem bunten Vogel mit der orientalischen Seele den revolutionären Flug ersparte – die revolutionären Schwingen stutzte, mag der eine oder andere sagen. Aber wenn man Lassalle den Weg Disraelis angeboten hätte, würde er ihm vermutlich den Vorzug gegeben haben und gern Lord Beaconsfield geworden sein.

Die Arbeit Maurois' (bei S. Fischer) ist eine glückliche Ergänzung von Stracheys „Queen Victoria“, mit der sie auf der gleichen Stufe steht: flüssig, lesbar, unterhaltend, ein *Hors d'oeuvre* vor den gediegeneren Platten der eigentlichen Geschichtsschreibung.

### 3. A. Maurois: Shelleyroman

Ungezwungen kann ich der Anzeige dieses Disraelibuches die eines anderen des gleichen Autors folgen lassen. Im Inselverlag erschien von Maurois deutsch: „Ariel oder das Leben Shelleys“. (Man möchte ein ausländischer Schriftsteller sein, um an der großzügigen, bisweilen sogar hemmungslosen deutschen Übersetzungsfreudigkeit teilzunehmen.)

Ariel ist ein biographischer Roman, der die Gefahren dieser gewöhnlich zweitklassigen Gattung ungewöhnlich geschickt vermeidet, dank der flüssigen Ironie, mit der der Autor zwischen Leser und Thema vermittelt. Andere würden das schwere Geschütz der Tragik auffahren und den

sensiblen, femininen, der Wirklichkeit befremdet gegenüberstehenden Träumer Shelley als ein Opfer der Bürgerlichkeit zeichnen – etwas das niemals überzeugen kann. Nicht nur der Geistige ist ein Gestalter, der Bürger ist es auch, und ich möchte wissen, wie die Welt aussähe, wenn sie in den Händen der Rousseau wäre. Eine Natur, die nicht robust genug ist, um unter Menschen ganz in dem Sinn Mensch zu sein, wie man unter Wölfen heulen muß, ist nicht schuldlos. Robust sein, heißt ja gelassen reagieren; der sensible Mensch reagiert zu empfindlich.

Ohne andere Shelleybiographien gelesen zu haben, kann ich mir vorstellen, wie langweilig sie sein dürften, wenn sie in eintönigem Pathos ausführen, daß bereits der sechzehnjährige Anwärter auf die Lordschaft Krieg führt, gegen Vater, Sitte, Gesellschaft, Konvention, und mit dreißig auch noch. Legt man die Biographie so an, dann muß man fortwährend von Ideen und Lyrismen reden. Maurois macht aus diesem Kampf einen lesbaren Roman und vermeidet die grundsätzlichen Erörterungen. Ein Mensch ist, wie er ist, die Welt ist, wie sie ist, und die Spannungen sind gegeben. Maurois komponiert in kleinen, ungemein konzentrischen Kapiteln.

Freilich, die letzte Tiefe Shelleys öffnet sich bei diesem Verfahren nicht, eine schreibende Erscheinung wird nie restlos zum Romanheld taugen. Es handelt sich bei Maurois um eine bestechende, durch Geist gemilderte Regisseurarbeit, die so gut übertragen wurde, daß mich ein einziger Umstand gestört hat: die Umschreibung des nicht unbekanntes Wortes Literatur durch Schrifttum. Wenn ein Jüngling von 1810 sich nach dem deutschen Schrifttum erkundigt, geschieht des Guten zuviel.

Zu loben ist auch die leichte Hand, mit der Maurois die erotischen Verwicklungen im Leben Shelleys auseinanderordnet. Der arme Junge, er war für freie Verbindungen und stürzte sich von einer Ehe in die andere, was ihn doch nicht davor bewahrte, im England Bryons geächtet und verfehmt zu sein. Denn er leugnete das Dasein Gottes. Man vergab Byron leichter die angebliche Blutschande, als Shelley diesen Angriff auf den Grundpfeiler der Respectability. Dafür war Byron aber auch ein Snob und Egoist, d. h. er hatte eine Seite, mit der sich die Welt gut verstand. Der Snobismus gehört zu den vitalen Dingen; er meldet Ansprüche an.

#### 2. H. Keyserling: Das Spektrum Europas

Dieses Buch ist auch dadurch interessant, daß es leichter als die philosophischen Werke einen Einblick in die seelische Struktur seines Verfassers

gewährt. Es wurde von einem Mann verfaßt, der sich nicht an das lesende Auge, sondern an das hörende Ohr wendet. Es ist in einer Alsobhaltung niedergeschrieben – als ob es gesprochen worden wäre. Daraus erklären sich die saloppen Sätze, die auch hier gelegentlich vorkommen. Ein Redner wandelt seinen Gedanken gern in zehn Variationen ab und ist zufrieden, wenn nur eine haften bleibt. Daher die Vorschrift Keyserlings, sich weniger an das einzelne Wort, als an den „Sinn“ zu halten, zunächst einmal das Ganze als solches aufzunehmen.

Angreiferisch, subjektiv, zum Widerspruch reizend in hohem Grad, ist die Arbeit doch in sich logisch; anfechtbar, eine Blöße gebend nur das nachträglich geschriebene Vorwort mit der einschränkenden Erklärung, daß der Autor auch einmal seiner brachliegenden Neigung zu übertreibender Kampfeslust habe nachgeben wollen. Es ist das ein Appell an den Leser, sich nicht kleinlich zu zeigen.

Ich wohnte in Zürich einem Diskussionsabend des Literarischen Clubs bei, an dem die arg zerzausten Schweizer Stellung zu den Keyserlingschen Angriffen auf ihre europäische oder vielmehr nichteuropäische Provinzhaftigkeit nahmen: die wenigsten ärgerten sich. Sie gaben Keyserling das Zeugnis, daß er seinen Zweck erfüllt habe, wenn sein Zweck war, sie aufzurütteln. Eine recht noble Antwort angesichts der Tatsache, daß das Kapitel Schweiz das Maß vermissen läßt, das anderen Nationen bewilligt wurde, besonders denen, die nach der Meinung Keyserlings aristokratischer oder feudaler sind, z. B. Ungarn und Spanier.

Um noch etwas von der Struktur des Philosophen zu sagen: er stellt eine neue, sehr moderne Art dieser Gattung dar, bemerkenswert entfernt von den bisherigen Vorstellungen vom Philosophen, man denke etwa an den einsamen Kant oder demütigen Spinoza. Er tritt als der Welt zugewandter Philosoph auf, und eben dies erklärt seine zeitgemäße Wirkung – fürs erste, solange die Zeit nämlich in einer so heftigen Umlagerung der Interessen begriffen ist.

Moral und Metaphysik machen ihm nicht besonders warm; näher liegt ihm das Vitale, das was sich durchsetzen will und wird. Boshafte Beurteiler könnten sagen: das was Erfolg hat, das Erfolgreiche als solches. Sagen wir neutraler: das was mit kräftiger Stoßkraft in die Arena springt ... wie Keyserling selbst.

Seine Sensibilität, eine geradezu feminine Ein- und Nachfühlungs-gabe, ist ungemein. Sie befähigt ihn zu völkerpsychologischen Urteilen, die,

soweit ich sie kontrollieren kann, verblüffend aufschlußreich sind. Etwas Treffenderes über den englischen Charakter habe ich nicht gelesen: er gründet sich auf den Instinkt und gewinnt aus dieser Haltung die gelassene Sicherheit. Ebenso ausgezeichnet ist die Ortsbestimmung des Holländers als eines derbrassigen Calvinisten auf uraltem Kulturboden.

Klar wird die These aufgestellt, daß Europa nichts mehr sein kann, wenn es nicht geistig ist, geistig bleibt – die einzige Möglichkeit, sich vor der Mechanisierung zu behaupten. Es ergibt sich daraus die Rolle, die in einem kommenden Europa das Individuelle und Aristokratische weiter spielen wird. Der Adel bekommt einige bitterböse Wahrheiten zu hören. Allzusehr pro domo klingt dafür der Versuch, das Ideal des Gentleman (ebenso wie das des demokratischen Menschen) auf Kosten des grand-seigneurialen herabzudrücken. Zukunft hat nur der demokratisch fundierte, aristokratisch orientierte Mensch.

Das Buch ist bei Niels Kampmann erschienen. Alle philosophischen Verleger sollten ihre Preise niedriger halten.

#### 4. J. Hofmiller: Über den Umgang mit Büchern

„Die Deutschen haben immer Zeitwenden gehabt, wo sie sich in alle Welt ergießen und alle Welt sich in sie; wo alle Schranken fallen, alle Tore sind geöffnet, Europa strömt durch Europas Herz“, sagt Hofmiller, um dann auszuführen, wie zuletzt dieser Strom zurückflutet und als große schöpferische Selbstbesinnung endet. Zur Selbstbesinnung gehört das wiedererworbene, das bejahende Verhältnis zu den vergangenen Leistungen der Nation – zur Tradition, die bei uns leichter als bei anderen abreißt.

In diesem vernünftig konservativen – erhaltenden – Sinn will Hofmiller Bewahrer eines Volksgutes sein. Es steht nicht der geringste Ausfall politischer Art im „Umgang mit Büchern“, das in die recht empfehlenswerte Sammlung gehört, die der Verlag Albert Langen als „Bücher der Bildung“ herausgibt.

Das Konservative ist schlecht, wenn es ausschließlich einer vergangenen Konstellation dient, und es ist gut, wenn es begreift, daß die Konstellation von heute und morgen zu anderen Leistungen führen wird, die sich nicht als bloße Rückkehr zu den Idealen von gestern denken lassen. Was das Dichterische in unserer Vergangenheit war, das können wir respektvoll sagen; aber daß es im Zeitalter der Mechanisierung, der vereinzelt Individuen hier, der Masse dort, der Analyse und des empörerischen Geistes,

die „Ahnengestalten“, wie Hofmiller an sich sehr schön sagt, umformen wird, darauf müssen wir bestehen.

Das Dichterische – man spricht bei uns heute täglich davon. Niemand weiß schon, wie es sich mit den so veränderten Lebensmächten von heute amalgamieren wird. Man muß unbefangen und ohne Furcht, gelegentlich undichterisch zu sein, weiter produzieren; auch ohne die für so manchen charakteristische Angst, der Zeit zu stark zu opfern.

Anlaß zu diesem Vorbehalt liegt nur insofern vor, als Hofmiller in seinem Schlußkapitel („Was ist deutsch?“) eine wiederum an sich sehr schöne Antwort gibt, aber den Weg zu den „Ahnengestalten und Lebensmächten“ so absteckt, daß man ihn als Weg aus unserer Zeit heraus, als ihre völlige Ablehnung auffassen könnte – wie wenn es noch immer, sei es die liebliche, sei es die heroische Landschaft und in ihr den gebundenen Schollenmenschen gäbe.

Im übrigen also: man wird sich mit dem größten Gewinn der Führung Hofmillers anvertrauen. Er wendet sich gegen jene Liste von nur sechs deutschen Büchern, die Nietzsche aufstellte, als er sich fragte, was aus unserer Literatur wert sei, immer wieder gelesen zu werden. In der Tat, eine arme Beute, wenn man auch die so ganz anders gearteten Bedingungen Nietzsches in Rechnung stellt.

Wer von der blenden Antithetik Nietzsches gefangen ist, wird die Aphorismen Goethes zum Teil altbacken und gar nicht stählern finden; ich erinnere mich, daß es mir einmal so ging. Hofmiller sagt dazu, und das ist eine Bemerkung zum Nachdenken, daß die ganz großen Dinge ganz einfach ausgedrückt werden. Man kann diesen Gedanken fortspinnen und kommt dann zu dem, der irgendeinmal jeden, der es ernst mit dem Schreiben meint, beschäftigt: daß der Schriftsteller nichts mehr vom Literaten haben dürfe. Daß also Antithetik, schärfste Formulierung und alle ähnlichen verlockenden Mittel des Wortes grundsätzlich zu meiden seien. Goethes Sprüche sind Niederschläge der Erfahrung, diejenigen Nietzsches dienen der Forderung. Der aus Erfahrung Gestaltende drückt sich gelassener aus.

Fast die Hälfte des Buches ist Goethe gewidmet. Ich darf auf das Kapitel aufmerksam machen, das von Eckermann handelt. Der Goethe Eckermanns, der in die deutsche Vorstellung übergegangen ist, der „harmonische“ Goethe, ist nicht der Goethe, wie er gewesen sein dürfte.

Im Anschluß an die „Italienische Reise“ wird die so interessante Frage aufgeworfen, was bei dem deutschen Liebeswerben um Italien geistig



herausgekommen ist; man würde wünschen, daß die Antwort noch ausführlicher und ausdrücklicher gegeben worden wäre: ein deutscher Irrtum, auf Einseitigkeit beruhend.

Es folgt eine Untersuchung über die Herkunft des europäischen Entwicklungsromanes vom spanischen Schelmenroman, über das Alter, in dem die großen Romane geschrieben worden sind, über die Einführung in philosophische Lektüre — alles reich an vernünftig-einfachen Gesichtspunkten. Zuletzt Keller, Meyer, Jean Paul, Homerübersetzungen und Wege zur Edda.

Mehrmals betont Hofmiller, daß die Frage nach der Lektüre eine Nahrungsfrage ist: die Menschen verlangen nicht Unterhaltung, nicht Kitzel, sondern Zufuhr von geeigneten Elementen der Geistesbildung und der des Herzens. Das ist ein ausgesprochen pädagogischer Standpunkt und zugleich ein rein historischer, denn endgültige Aussagen über den Wert eines Dinges lassen sich nur machen, wenn das Ding nicht mehr an den Kämpfen der Zeit teilnimmt. Aber neben dem bewährten Alten gibt es auch noch das ringende Neue, und es würde nicht angehen, wenn der Literaturhistoriker diesem Neuen nur den Rang von Unterhaltung und Kitzel anwiese. Hier muß sich der konservative Geist ergänzen, durch ein grundsätzlich bereitwilliges und gar nicht kleinliches Wissen um die ewige Verwandlung.

#### 6. F. Harris: Shakespeare

Der genaue Titel ist: Shakespeare der Mensch und seine tragische Lebensgeschichte (Verlag S. Fischer). Ich bin gar nicht zuständig für Shakespeareprobleme und beschränke mich darauf, zu sagen, was mich an diesem Buch gefesselt hat: nicht die recht umfangreiche Beweisführung, die Harris zu geben sucht, sondern die These als solche — daß der eigentliche Shakespeare nicht in den Tatmenschen zu finden ist, die man bei ihm so bewundert, vielmehr umgekehrt in den „schwachen, unentschlossenen, sanften, melancholischen“. Sie seien seine Erfindung, Ausfluß seines eigenen Naturells und Beleg für seinen Charakter.

Es wird also die Frage aufgeworfen, was für ein Mensch er gewesen sei, und dahin beantwortet, daß an Stelle der dämonischen, bereits nicht mehr direkt erschließbaren Renaissancenatur ein weicher, mädchenhafter, schwankender, sehr lyrischer Dichter tritt. Wobei das Wort Dichter in einem konstitutionellen Sinn zu nehmen ist, etwa so wie bei Keats, Shelley, Hölderlin und vielen anderen, die sich zwar als Geister von hohem Rang,

in vitaler Beziehung jedoch als unterwertig erwiesen, wenn man nämlich die kräftige, aktive Reaktion gegen den Einbruch des Leidens als Norm nimmt.

Kurzum, Harris versetzt Shakespeare unter die Problematiker. Das klang zu der Zeit, als sein Buch erschien, noch überraschender als heute, wo uns die Feststellung des problematischen Charakters nicht mehr stört. Es kam da einer selbständig zu Ergebnissen, die heute schon schulmäßig geliefert werden. Künstlerschaft ist, vom robusten Durchschnittsmenschen aus gesehen, übernormale Sensibilität; ohne Femininheit keine Dichterschaft, die ja physiologisch bedingt ist. Charakterstärke und Gestaltungstrieb leben eine auf Kosten des anderen. Kunst ist Flucht aus der Welt des praktischen Gestaltens in die des vorgestellten.

Diese Auffassung hat viel für sich. Aber wieviel, das ist hier die Frage. Harris liefert wohl kaum mehr als eine erste Skizze. Irgendwo zwischen den Zeilen auch dieses unter seinen Büchern versteckt sich der eifernde Dilettant. Aber er weist auf einen Weg, der zu sehr bemerkenswerten Ergebnissen führen wird. Man müßte den Macbeth sehen und unmittelbar danach Harris lesen, um herauszubekommen, ob seine Behauptung standhält, daß Macbeth nur ein anderer Hamlet ist, und allgemein die Behauptung, daß Shakespeare weder männliche Tugend noch männliches Laster durchgreifend zu gestalten versteht.

Harris spottet über das Heer der Kommentatoren. Die deutschen sind ihm kaum bekannt, mir zum Glück auch nicht — um so besser ihm die englischen, von denen er jedenfalls mit Recht sagt, daß sie alle die angelsächsischen Scheuklappen der Moralität tragen, daher sie den Nationaldichter so puritanisch sehen, wie sie selber sind.

Sympathisch ist, daß nicht etwa geistreiche Sucht Harris treibt, ein feststehendes Bild auch einmal durch die umgekehrte Brille zu betrachten. Er behauptet, daß man noch nicht imstande war, einen Heroen menschlich zu sehen. So positiv wie möglich ausgedrückt: Shakespeare war ein Mensch der Güte, nicht der männlichen Leidenschaften; kritischer ausgedrückt: er war haltlos seiner Sinnlichkeit untertan.

Einen verhältnismäßig kleinen Raum nimmt der zweite Teil ein, die Rekonstruktion des Lebens Shakespeares. „Von zarter Konstitution und gesteigerter Empfindlichkeit, nachgiebig und unentschlossen, von übermäßiger Liebenswürdigkeit und maßlos im Liebesgenuß“ — wie konnte ein solcher Jüngling in der Londoner Welt von 1587 sich zurechtfinden? Um

diesen Keim kristallisiert sich ein Leben, das vor den Fünfzig erschöpft war, es allerdings dank bemerkenswerter Schmeichelei und großer Beliebtheit finanziell zu etwas gebracht hatte.

„In allen seinen Schriften preist er die Lords und Edelleute, höhnt die Bürger und das gewöhnliche Volk, und im Leben kostet es ihm einige Jahre mühevoller Arbeit und einen Aufwand unverfrorener Lügen, um für seinen Vater ein Wappen und die Erhebung in den Adelsstand zu bekommen.“ Also keine Kenntnis des Mittelstandes, sondern reaktionäre Vorliebe für eine versinkende mittelalterliche Welt. Obwohl er im Zeitalter des Fanatismus lebte, setzt Harris weiter auseinander, hat er nie einen Fanatiker oder Reformator gezeichnet. Also im Grunde ohne offenes Auge für die neue Zeit, für das Eindringen neuer Motive in eine Gesellschaft, die z. B. schon Amerika besiedelte. Und doch der große Dichter. Hier wird das Problem, das Harris aufwirft, merkwürdig modern, nämlich heutig. Heute würde man dem Dichter etwa vorhalten, daß er sich nicht um den Atlas kümmert, der die Weltkugel auf seinen proletarischen Schultern trägt.

Angelpunkt, Wendepunkt in seinem Leben war nach Harris die dunkle Mary Fitton, das Hoffräulein mit dem skrupellosen Temperament, das sein Schicksal wurde. Sie führte in diesem Verhältnis, gewährte, versagte und machte leiden. Er war der Hingegebene und wurde so der große leidenschaftliche Dichter. Wiederum, diese These hat viel für sich.

#### 7. J. Ortega: Die Aufgabe unserer Zeit

José Ortega y Gasset ist Professor der Metaphysik an der Universität Madrid und ein souveräner Europäer, worunter man politisch noch nichts Bestimmtes, geistig aber einen Mann verstehen wird, dem die Völker, ganz wie die Moralen und allgemein die Kulturen, Instrumentierungen sind – also Standpunkte innerhalb eines Lebenssystems. Es schreibt sich das so leicht hin, daß jeder sagen wird: gewiß doch, was weiter? Indessen, es macht schon einen großen Unterschied aus, ob man hinschreibt: Standpunkte, oder aber: Standpunkte innerhalb eines Systems.

Denn System verweist auf Ordnung, und Ordnung auf Wahrheit, und Wahrheit auf einen dem subjektiven Herumdeuten entzogenen gesetzmäßigen Ablauf der Menschengeschichte – kurz dieser philosophische Wandsegen hat eine Bedeutung ersten Ranges. Standpunkte sind relativ. Standpunkte innerhalb eines Systems sind zwar ebenfalls relativ, aber es handelt sich nun um einen anderen Relativismus. Um welchen? Nicht

mehr um einen skeptischen (Alles ist wahr, daher ist nichts wahr, weil die Wahrheiten sich aufheben), sondern um einen harmonischen: jeder Standpunkt ergibt eine Perspektive, die das Teilstück einer Ganzwahrheit ist. Die Relation zum Ganzen nennen wir Perspektive.

Jeder Primaner weiß heute, daß man nach dem Revolver greift, wenn kein anderes Verhalten als das skeptische möglich ist. Daher alle Versuche, dem Relativismus eine positive Drehung zu geben, die größte Beachtung verdienen. Es fördert sehr, Ortega aufmerksam zu lesen. Wir wollen dabei den leidigen Fehler vermeiden, der eine Verbeugung vor der modernen Reklame ist: alles muß gleich unerhört neu sein. Der Perspektivismus Ortegas ist keine Offenbarung, er ist eine Formulierung von Bestrebungen, die uns alle beschäftigen.

Ich erinnere mich, einmal geschrieben zu haben, daß man bei jedem die großen Lebenswerte betreffenden Urteil eines Denkers angeben und in Betracht ziehen müsse, in welchem Alter es ausgesprochen wurde. Ein Dreißigjähriger wertet heroischer als ein Sechzigjähriger; dieser leuchtet einen anderen und wahrscheinlich breiteren Horizont ab. Man philosophiert anders, wenn man den Tod im Hintergrund läßt, und anders, wenn man ihn mitten in den geistigen Raum stellt. Beide Perspektiven sind richtig in sich und relativ in bezug auf eine Ganzwahrheit, die Tod und Lebensmut umschließt. Oder: die Organisation derer, die das Kapital nicht selbst in Händen haben, ist in sich richtig, wer empfinde das stärker als ich, und doch bekämpfe ich ebenso stark den Bolschewismus, sobald nämlich diese Teilorganisation Anspruch erhebt, absolut und diktatorisch die Organisation der anderswo im Raum Stehenden überflüssig, also den perspektivischen Gesichtspunkt zum Zentrum zu machen. Die Auflehnung gegen diese Sünde ist es, die mir die Feder in die Hand drückt.

Daher komme ich als Referent in eine Zwickmühle, wenn ich angesichts Ortegas tun soll, als ob ich bei ihm zum erstenmal dem Perspektivismus begegne. Wie persönlich man immer die Aufgabe unserer Zeit ausdrücken möge, die Aufgabe ist so sachlich gegeben, daß nichts lächerlicher wäre, als mit dem Pathos Nietzsches aufzutreten. Die Aufgabe lautet: dem Leben eine erträgliche Harmonie abzugewinnen, das Unvereinbare doch zu vereinen. Ortegas Perspektivismus ist eine der Methoden, um dieses Ziel zu erreichen, und als Methode durchdacht, klar.

Die Klarheit ist bei ihm ohne Zweifel das Ergebnis einer spezifisch spanischen, katholischen Zucht. Man fühlt eine zugleich gelassene und straffe

Nüchternheit, die nachbarlich an Meditation und Ekstase grenzt. Seine geistige Atmosphäre ist ausgesprochen trocken wie Höhenluft. Da man das spürt, muß die Übersetzung gut sein: ich spreche von der deutschen Ausgabe der „Aufgaben unserer Zeit“, die im Verlag der Neuen Schweizer Rundschau, bei Giersberger in Zürich, erschienen ist. Ich würde der Übersetzerin empfehlen, in dem hübschen Satz „Es ist unkonsequent, den Prinzen zu guillotinierten und durch das Prinzip zu ersetzen“, statt Prinz Fürst zu sagen.

Das Ziel ist also überpersönlich gegeben, die Fragestellung geradezu wissenschaftlich. Wie sahen wir im neunzehnten Jahrhundert die Dinge, fragt Ortega, welche Verschiebung ist heute eingetreten, was für eine Synthese läßt sich voraussagen? Man kann so nur fragen, wenn man Abstand besitzt. Ernst Robert Curtius setzt in seiner Einführung auseinander, inwiefern gerade ein Spanier diesen Abstand von Europa hat. Das auch geographisch exzentrische Spanien ist ein vorzüglicher Beobachtungsposten für einen Betrachter Europas (ganz anders als Italien, das uns bei seinem Bemühen, Anschluß an die nordische-amerikanische Aktivität zu finden, geistig nicht das geringste zu sagen hat, wie ich hinzufügen möchte). Es sei gleich bemerkt, daß man gut tut, die Einleitung von Curtius erst nach dem Buch zu lesen, denn sie ist eine Quintessenz der Ortegaschen Gedanken, worüber man sich vorher nicht klar wird.

Die Elemente, die man bei einer Analyse unseres europäischen Geistes vorfindet, sind Rationalismus und Relativismus. Der Rationalismus, fährt Ortega antithetisch aus, verzichtet auf das Leben, um die Wahrheit zu retten, und der Relativismus will das Leben retten und findet sich mit der Skepsis ab. „Biegt man die Strahlen des intellektuellen Zustandes in einem Punkt zusammen, so erhält man das spezifisch moderne Weltgefühl, Argwohn und Verachtung für alles Spontane und Unmittelbare.“ Der moderne Mensch in diesem Sinn ist der kartesische. Bei uns in Deutschland weiß man nicht mehr genug, daß sein philosophischer Vater Descartes war.

Alles weitere dient der Untersuchung, wie die Einseitigkeiten beider Haltungen zu vermeiden sind: durch eine Akzentverschiebung zugunsten des Vitalen. Diese Verschiebung vollzieht sich, fügen wir hinzu, bereits so deutlich, daß schon wieder eher eine Dämpfung des Spontanen nötig erscheint. Ich weiß nicht, wann Ortega seine Aufsätze geschrieben hat: ihre Prognose wird durch die Entwicklung bestätigt.

Höchstens noch Croce ausgenommen, verfügt kein ausländischer Philosoph über eine so genaue Kenntnis des deutschen Beitrags zur geistesgeschichtlichen Literatur etwa bis Simmel. Er benutzt auch das Wort Kultur ausgiebig, und sehr interessant sind hier seine Warnungen vor einer Überzüchtung des Lebens in der kulturellen (ideellen) Sphäre, also eines Fehlers, der gerade in Deutschland begangen wurde: das Leben verlief ganz anders als alle die schönen Bücher, die da mit bedeutsamer Miene geschrieben wurden, der Europäer war gar nicht mehr identisch mit seiner theoretischen Systematik.

*folgt Binding*  
8. St. Zweig: Drei Dichter ihres Lebens

„Die Baumeister der Welt“ ist der übergeordnete Titel einer Reihe, in der Stefan Zweig den schöpferischen Geist in entscheidenden Typen veranschaulicht. Der erste Band enthielt die prachtvollen Essays über die Epiker Balzac, Dickens und Dostojewski; der zweite zeigte Hölderlin, Kleist und Nietzsche im „Kampf mit dem Dämon“. Nunmehr liegt der dritte Band vor (ebenfalls im Inselverlag).

Die drei Dichter ihres Lebens empfinden unbewußt als Aufgabe ihrer Kunst nicht die Entfaltung des Makrokosmos, der Fülle des Daseins, sondern die ihres eigenen Mikrokosmos. Sie greifen nicht über sich selbst hinaus, sie führen in sich selbst zurück. Sie gehören zum Typus des Egotisten, des introvertierten Individualisten, der als Gestalter seines Ich der vollendete Gegensatz zu Shakespeare ist.

Ich folgte bei dieser Definition Zweig selbst, der in einer Einleitung die möglichen Typen auseinander ordnet. Denken wir nun an Tolstoi, nicht den Moralisten, der stets bis zur Unerträglichkeit Subjektivist ist, vielmehr an den Epiker, den Erzähler etwa von „Krieg und Frieden“. Ich glaube nicht, daß man ein objektiveres, stärker auf Abstand zielendes Werk nennen kann. Tolstoi ist in allen seinen großen Romanen geradezu Grandseigneur, nämlich Mann der gelassenen Distanz.

Wenn man also bei Zweig unter jenen introvertierten Darstellern ihres eigenen Ich Tolstoi findet, so kann man nicht umhin, erstaunt zu sein. Und die zweite Abwandlung des Themas heißt Stendhal. Sein Egotismus ist bekannter; andererseits gibt es kaum einen anderen Menschendarsteller, bei dem man den Willen zum Abstand, den Haß gegen die lyrische Beschwingtheit im Augenblick der Niederschrift so klassisch zu studieren vermag.

1000 26  
Herrn Runkelmann

## LEKTÜRE

von

OTTO FLAKE

*Handwritten mark*

Rudolf G. Binding: Erlebtes Leben

**E**in ungemein deutsches Buch (Rütten und Loening Verlag, Frankfurt a. M.). Es ist nichts Östliches und nichts Westliches darin: das deutscheste Buch, das ich seit langem las. Was so deutsch daran ist? Eine besondere Art des Wachstums, ein besonderes Tempo des Wachstums, langsam, tastend, instinktiv. Programme, Ideen, Politisierung spielen nicht die geringste Rolle in diesem Naturell, das bis zu seinem vierzigsten Jahr von sich selbst nichts wußte.

Binding deutet an, daß er um das vierzigste Jahr in einen seltsamen Dämmerzustand verfiel: die körperliche Erkrankung als Mittel einer Änderung der Bewußtseinslage. Als er erwachte, es war in Italien, begann er zu produzieren, nachdem er jahrzehntelang selbstgenügsam, unbeteiligt durch die Umwelt gegangen war.

Sohn eines berühmten Rechtsgelehrten, war er Jurist geworden, ohne berührt zu sein; dann Mediziner, ohne berührt zu sein; auch Offizier war er gewesen, und hier hatte ihn etwas berührt, das Pferd – nicht im Sinn des Herrenreiters, als der er sich übrigens auch versuchte, er gewann ein großes Rennen in England und war, wie ihm ein Lord sagte, für einen Tag der populärste Mann im Königreich, ausgenommen den König (wenn das nicht eine englische Bemerkung war, verstehe ich nichts vom Unnachahmlichen). Um auf das Pferd zurückzukommen, es hatte ihn nicht im Sinn des Herrenreiters berührt, sondern in dem des Dichters, der mit dem Geschöpf zusammenhängt und elementar statt moralisch fühlt.

Nach jener Erkrankung, in Florenz, wurde ihm von einem in seine Sprache verliebten Einheimischen Italienisch, das er nicht verstand, so lange vorgelesen, bis aus dem Klang das Begreifen erwuchs: wie dem Kind der Sinn der Worte aus den Wiederholungen der Mutter. Man hat hier den Schlüssel zu seinem Wesen: in kindhafter Art den Eintritt der Dinge in seinen Organismus, nicht nur in seine Nerven zu erleben. Der Prozeß ist zu Ende, wenn der Austritt in Gestalt von Formungen erfolgt: der schöpferische Prozeß.

Dahlke, der Buddhist, an dessen nachgelassenes Büchlein über den Buddhismus (im Verlag G. Braun in Karlsruhe) ich bei dieser Gelegenheit

erinnern darf, wurde nicht müde, zu betonen, daß der Lebensvorgang, auch der geistige, ein Nahrungsvorgang ist: man nimmt die Substanzen der Welt in sich hinein, alles geht durch alles hindurch. Es ist ein animalischer Prozeß und bei vollkommenem Gehorsam ein vegetativer, um dessen Verarbeitung man sich nicht zu kümmern braucht, sie erfolgt von selbst.

Diese demütige Hingabe ist das Charakteristische an Binding; und als solche nun doch östlich? Dann sind wir mit unserem weiblichen Teil alle indisch. Der weibliche Anteil ist bei Binding sehr deutlich. Andere mögen aktiver, leidenschaftlicher, ideell bewegter sein, auch das ist notwendig; Binding selbst, der gelassen Eingeeordnete, wird es am ersten zugeben. Erstaunlich ist die Fähigkeit seines Vaters, den Sohn auf seinen Umwegen gewähren zu lassen. Dieser Frankfurter und Jurist war kein Herr Rat, der vom Sohn Ehrgeiz verlangte.

Der Sohn wurde wenige Jahre vor dem siebziger Krieg geboren. Gang und Höhepunkt seines Lebens fallen mit Aufstieg und Absturz des Kaiserreichs zusammen. Es ergibt sich eine tiefere, symbolhafte Parallele: ein deutsches Einzelschicksal und das allgemeine der Nation decken sich, daher Binding immer wieder sagen kann, sein Leben stehe für viele, sein Erlebnis für das vieler Zeitgenossen.

Der junge Mensch beobachtete im jungen Reich die verhängnisvolle Veräußerlichung, die Verschüttung der Quellen durch das Beamtenhafte, den Dünkel und den Schneid – den ganzen Übergang zur Alsobhaltung, wie er sich ausdrückt, zur Repräsentation, die eben ein Ersatz und Schaustück für das war, was man hätte präsentieren müssen. Die neudeutsche Hingabe an den Schein war nicht dasselbe wie seine Hingabe; er ging durch das Schemen hindurch, er war anders.

Er sieht in jenen Jahren mit dem Gefühl so deutlich wie Nietzsche mit dem Geist, aber er erregt sich nicht, er erledigt die Dinge durch die Nichterregung. Diejenigen, die heute den Kampf gewählt haben, werden mit der inneren Erledigung nichts anzufangen wissen. Aber es ist noch nicht das letzte Wort gesagt, ob der Tageskampf endgültiger sei oder die Erledigung durch Hindurchgehen und Weiterschreiten. Auch diese Erledigung ist deutscher als irgendeine andere Haltung. Denn sie ist duldsam und unbeugsam wertend in einem; sie wahrt die Selbständigkeit und beruht auf einem hintergründigen Gefühl für das Relative des Tuns und für die Unvollendbarkeit des Wollens.



Die Gefahren dieser Haltung dürfen nicht geleugnet werden; sie ist schuld, wenn der deutsche Dichter sich damit begnügt, zu den „Stillen im Lande“ zu gehören und ein Dasein zu führen, dessen unausgelebte Kleinbürgerlichkeit in einem unerträglichen Mißverhältnis zum weiten inneren Rhythmus steht. Man findet bei Binding nichts von dieser dem Weltmännischen abgekehrten Lebensführung: dank einem glücklichen Schicksal bewegte er sich in unbelasteten Verhältnissen. Er war wohl ein Glückskind – auch darin, daß er Ende gut, alles gut sagen darf.

Und nun der Krieg. Ich weiß niemand, dem es gleich Binding gegeben wurde, ihn mit der gleichen Kraft als positives und negatives Geschehnis zu erleben. Der Krieg hatte für ihn zwei Tore: eines, durch das er ihn bejahend betrat, und eines, durch das er ihn verneinend verließ. Er durchschritt ihn und unterzog sich auch hier einer Metamorphose, der er nicht nachhalf, die vielmehr dem natürlichen Wachstum entsprang. Was er gegen den Krieg zu sagen hat, kann die nicht beleidigen, die dabei waren.

Denn wer dabei war, hat ein Recht, mitzusprechen. Am Krieg ging Binding nicht vorbei wie früher an den deutschen Dingen, während ich z. B. dieses Verhalten wählte, ihn am ersten Tag für etwas erklärte, das mich nicht berührte. Die Wahl, die ein geistiger Mensch in solchen Lagen trifft, wäre einer Untersuchung wert; die Wahl hängt vom Alter ab und davon, wie viele Kreise man schon durchschritten hat; reden wir auch hier nicht absolut, sondern von hinzunehmenden Entscheidungen, die nicht im Bewußten liegen.

Das Wort Erleben nimmt bei Binding einen besonderen, vertieften Sinn an. Es bedeutet bei ihm den schon erwähnten Prozeß, der vom Eintritt des zugeführten Materials zum Austritt verläuft und die natürliche Verarbeitung einschließt. Geheimnisvoll ist diese geistige Verwandlung, die im Sinne Dahlkes der Chemie der körperlichen Verdauung entspricht (die ihrerseits nicht nur mechanisch, sondern teleologisch ist). Das Geheimnisvolle des Vorgangs schafft sich den Bindingschen Stil, die Bindingsche Atmosphäre: nicht nur taucht das Wort wie neugeschaffenes Land aus dem ungestalteten Meer, es wird auch umschwebt von den Schleiern.

Man liest eine Biographie, die ins Überpersönliche gehoben ist, ins Bedeutsame; sie ist episch im hierarchischen Sinn des Begriffs. Sie breitet seelische Landschaften aus, jede ist unnachahmlich einmalig. Das Kapitel Hellas ist so erhaben, wie voll Geist und tieferer Ironie die Beschwörung von Alkibiades und Eduard VII. bei einem Gastmahl, der Spaziergang der

beiden mit Binding und das Gespräch über den Gentleman – das Gespräch zwischen einem geborenen und zwei Wahlbriten.

## 2 Rudolf Kayser: Stendhal

Ich lese in einer deutschen Geschichte der französischen Literatur: „Auch ohne Beyle wäre der moderne Roman im Sinne der naturalistischen Darstellung und der psychologischen Analyse das geworden, was er geworden ist.“ Auch ohne Kolumbus wäre Amerika entdeckt worden, ohne Newton die Physik und ohne Schopenhauer der Pessimismus. Der Professor ist im Irrtum, wenn er seine Aufgabe in der Konstruktion einer Leiter sieht, derart, daß einer „auf den Schultern“ des anderen steht.

Die allgemeine Richtung ist immer gegeben, unabhängig von den Repräsentanten: aber wir halten uns an die Repräsentanten, schon aus dem Grund, weil das Netz des Ganzen so verwickelt ist, daß niemand es auf Spulen aufwickeln kann. Beyle-Stendhal ist und bleibt der Erzvater des Psychologismus.

Auch des Naturalismus? Wenn man darunter die Auflehnung gegen die Stilisierung, den Kothurn und das Griechentum der Klassik sieht, meinetwegen; aber diese Schlacht schlugen die französischen Romaniker viel energischer, während Stendhal sich, als die letzte heroische Fanfare, Napoleon, verklungen war, ganz von selbst in einer entgötterten, bourgeoisen und realistischen Welt fand, gegen die er seine so viel kleinere persönliche zu behaupten suchte. Er nannte sie statt Individualismus Egotismus und wurde der Erzvater aller, die sich von dem Ungeheuer Masse, Kollektivum, Juste Milieu nicht fressen lassen. Der Psychologismus und der Egotismus machen ihn zum Repräsentanten, daher Kayser seinem Buch über Stendhal (S. Fischer Verlag, Berlin) den Untertitel gibt: Das Leben eines Egotisten.

Kayser hat mit gutem Instinkt die geistesgeschichtlichen Fragen – wie Stendhal nach rückwärts und vorwärts in den Ablauf einzuordnen sei – in ein angehängtes Schlußkapitel verwiesen. Alles Licht wird auf dem Menschen Stendhal, den Wanderer durch sechzig Jahre unseres europäischen Lebens, vereinigt. Ein Mensch ist einigermäßen umschreitbar; daran klammern wir uns, in einer Zeit, die so skeptisch von den Konstruktionen denken gelernt hat.

Kayser geht in seinem Bemühen, belegbare Biographie zu geben, so weit, daß er weder bei der Entstehung des eigentlichen Werkes, der großen